

Liebe Schwestern, liebe Brüder, liebe Gemeinde,

im heutigen Lukas-Evangelium begegnen wir einer Erzählung, die zu den bekanntesten des Neuen Testaments zählen dürfte: dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter.

Auch Christen, die nicht jeden Sonntag die Messe besuchen, ja selbst viele, die nie an Gott geglaubt haben, dürften dieses Gleichnis kennen, es ist sozusagen aus dem religiösen Kontext herausgetreten und allgemeines Kulturgut geworden, mit zahllosen Referenzen in Literatur, Musik und Bildender Kunst.

Auch ich selbst erinnere mich gut, wie fasziniert, ja ergriffen ich war, als ich in meiner Kinderbibel zum ersten Mal auf diesen wundersamen Mann gestoßen bin, der mit dem halbtoten Fremden – im Gegensatz zu den beiden anderen, immerhin ein Priester und ein Tempeldiener – nicht nur Mitleid hat, sondern ihn auch ärztlich versorgt, zu einer Herberge bringt und sogar dafür bezahlt, dass sich andere weiter um ihn kümmern.

Nun kann man fragen:

Warum ist das so?

Warum hat sich ausgerechnet dieses Gleichnis so tief ins kollektive Bewusstsein des Abendlandes eingegraben?

Nun, es geht in dieser Erzählung um eine *der*, nein, eigentlich um *die* Kernbotschaft unseres Glaubens, welche das Christentum vor allen anderen Religionen auszeichnet. Es geht um einen revolutionären Schwenk in der Frage, wie Menschen miteinander umgehen können und sollen, einen echten Perspektivwechsel, der vor 2000 Jahren wie ein Blitz in die heidnische Welt der Antike eingeschlagen hat.

Worin besteht dieser Perspektivwechsel?

Er besteht in einer Neudefinition dessen, was Liebe sein und bedeuten kann.

Jesus Christus hat uns eine Liebe vorgeschlagen und – ganz wichtig – auch vorgelebt, die eben nicht berechnend, sondern selbstlos und uneigennützig ist.

Eine Liebe, die sich nicht relativieren lässt.

Eine Liebe, die – anders als der amerikanische Vizepräsident J.D. Vance glaubt – keine Abstufungen und keine Ausnahmen kennt.

Kurz: Jesus Christus hat die christliche Nächstenliebe in unsere Welt gebracht, die – und das ist der Punkt, der von vielen nicht mehr verstanden oder anerkannt wird – immer auch die Feindesliebe miteinschließt. Das hat schon der heilige Augustinus ganz einfach, aber unmissverständlich ausgedrückt: „Wir müssen unseren Nächsten lieben, entweder weil er gut ist oder damit er gut werde.“

Liebe Schwestern und Brüder,

seine Feinde lieben, das klingt ungeheuerlich, nicht wahr?

Fällt es uns doch manchmal schon schwer, unsere Familie und unsere Freunde zu lieben. Und jetzt sollen wir auch noch die lieben, die es nicht gut mit uns meinen? Die uns vielleicht sogar schaden wollen?

Lassen Sie mich kurz verdeutlichen, was diese Feindesliebe bedeuten würde, wenn man sie tatsächlich ernstnähme:

Für seine Feinde beten, das würde bedeuten:

Markus Söder betet für Annalena Baerbock.

Jan Böhmermann betet für Dieter Nuhr.

Barack Obama betet für Donald Trump.

Und wir alle beten für Björn Höcke, Wladimir Putin und sämtliche Terroristen, die uns nach dem Leben trachten.

Ist das nicht Wahnsinn? Kann das richtig sein? Kann Jesus das wirklich gewollt haben?

Wenn wir an die Bergpredigt denken, bleibt uns nichts anderes übrig als die Frage mit *Ja* zu beantworten: „Liebt eure Feinde“, sagt Jesus da, „und bittet für die, die euch verfolgen“

Es besteht kein Zweifel: Seine Feinde zu lieben und für sie zu beten – gerade für uns Christen scheint das eine besonders wichtige Aufgabe zu sein.

Nun habe ich leider den Eindruck, dass diese revolutionäre Art der Liebe in unserer Gesellschaft eher nicht so stark ausgeprägt ist. Im Gegenteil: Sie scheint zu einem leeren Ideal verkommen, das so unerreichbar erscheint, dass viele erst gar nicht versuchen, danach zu streben.

Vor allem in der Welt der Medien und der Politik, in der ich mich als Journalist viel bewege, ist ständig von Vielfalt, Toleranz und Respekt die Rede, und dann schaut man genauer hin und bemerkt, dass es sich nicht immer, aber doch oft um eine Scheinvielfalt, eine Scheintoleranz, einen Scheinrespekt handelt, weil sie sich oft nur auf Menschen beziehen, mit denen wir uns ohnehin verbunden fühlen...

- Weil sie so aussehen wie wir
- Weil sie so denken wie wir
- Weil sie im gleichen politischen Lager sind
- Weil es uns kein Opfer abverlangt
- Oder weil wir uns, und das ist besonders schändlich, im Gegenzug etwas von ihnen erhoffen

Das aber ist doch einfach, sich mit den Menschen verstehen, die ohnehin so sind wie man selbst, mit denen man einer Meinung ist, die man mag, die man gerne trifft, die man sympathisch und unterhaltsam findet.

Ich sehne mich danach, dass wir als Christen einen Schritt weiter gehen. Dass wir eine neue, radikale Form der Liebe vorleben, gerade dann, wenn es uns schwerfällt, wenn es uns etwas kostet, wenn es wehtut.

Eine Liebe, die sich auf alle Menschen bezieht, die man nicht so gerne trifft, um die man lieber einen Bogen macht, die man gern auf Abstand hält, weil sie krank oder anstrengend oder langweilig oder ungepflegt oder altmodisch oder fragwürdig sind.

Dass wir, wenn wir schon nicht für unsere Feinde beten, so doch wenigstens immer wieder auf sie zugehen und ihnen verzeihen oder es zumindest versuchen, weil auch der liebe Gott nicht darauf gewartet hat, dass wir ihn um Vergebung bitten, sondern uns von sich aus entgegengekommen ist, indem er seinen Sohn auf die Welt gesandt hat.

Als Journalist beobachte ich seit 20 Jahren, wie die digitale Kommunikation unsere Gesellschaft eben nicht – wie anfangs gehofft – friedlicher und demokratischer, sondern fragmentierter, egoistischer, feindseliger gemacht hat, wie gesellschaftliche Lager kaum noch miteinander ins Gespräch kommen, sondern sich gegenseitig in sozialen Netzwerken beschimpfen, wie viele nur noch mit dem Feldstecher Ausschau halten, ob man die jeweils andere Seite bei einem Fehler ertappt, den man ihr anschließend vorhalten kann – das Ganze nennt sich Kulturkampf und ja, so ein Kulturkampf gehört zu einer lebendigen demokratischen Gesellschaft, und doch ist es frustrierend zu sehen, wie vielen Akteuren es dabei vor allem um die eigene Agenda geht, darum, die Gesellschaft zu spalten, um persönlich davon zu profitieren, manchmal muss ich an einen Satz des Schriftstellers Stanislaw Lem denken:

„Die Menschheit erinnert an Passagiere auf der Titanic, die sich gegenseitig bekriegen, um noch mal kurz vor der Katastrophe das Steuer halten zu dürfen.“

Ich bin davon überzeugt, dass wir die Probleme, mit denen wir uns zu Beginn des 21. Jahrhunderts konfrontiert sehen, nur lösen werden, wenn wir dieses Lagerdenken überwinden. Ich glaube, dass politische, ökonomische und technologische Ansätze vielleicht reichen, damit es irgendwie weitergeht, aber nicht, um die Welt wirklich gesunden zu lassen. Ich glaube, dass wir in der Liebe einen Schritt weiter gehen müssen, über die Vernunft- und Schmerzgrenze hinaus, um als Menschen wachsen zu können. Und ich glaube, dass wir, gerade weil wir Christen sind, damit anfangen sollten, nicht irgendwann, sondern jetzt und überall, in der Familie, im Freundeskreis, am Arbeitsplatz, im Internet.

Für seine Feinde beten? Ist das einfach?

Natürlich nicht.

Aber es würde einen Unterschied machen und es liegt eine gewaltige Chance darin. Und dann gilt ja noch, was wir in der Lesung aus dem Alten Testament gehört haben:

Gott bürdet uns keine Last auf, die wir nicht tragen können.

Ich weiß noch, was mich als Junge am Gleichnis des barmherzigen Samariters besonders beeindruckt hat:

Dass nicht der Priester und nicht der Tempeldiener sich um den Fremden kümmern, sondern ausgerechnet ein Samariter, ein Vertreter der religiösen Gemeinschaft der Samaritaner, die von den meisten Juden als fehlgeleitete Abtrünnige betrachtet und dementsprechend geringgeschätzt wurden. Erst jetzt, als ich das Gleichnis für diese Predigt nochmal gelesen habe, ist mir aufgefallen, dass wir gar nicht wissen, ob der halbtote Mann überhaupt ein Jude war. Es ist nur von einem Mann die Rede, der zwischen Jerusalem und Jericho unterwegs ist. Erst hat es mich irritiert, dann fand ich es interessant, am Ende richtiggehend weise, weil es für das Gebot der Nächstenliebe keine Rolle spielt, welche Nationalität oder welchen Glaubens ein Mensch hat. Man hilft – ganz egal, wer da liegt.

Wer ist mein Nächster?, fragt der Gesetzeslehrer Jesus Christus im Gleichnis.

Er kennt die Antwort, und wenn wir ehrlich sind, kennen wir sie auch:

- Es ist der Migrant, der überfordert an der Bushaltestelle steht
- Es ist der narzisstische Chef, der bei sich immer nur die Leistungen und bei seinen Mitarbeitern immer nur die Fehler sieht
- Es ist die demente Tante, die man schon länger nicht mehr besucht hat, weil es so wahnsinnig anstrengend ist, sich mit ihr zu unterhalten
- Es ist der lästige Kollege im Büro, der einem seit Jahren auf die Nerven geht
- Es ist der längst verstorbene Klassenkamerad aus der Grundschule, an dessen Grab man schon länger nicht mehr gebetet hat.

Eine Sache sollte man als Christ nicht vergessen: Natürlich kann man sich über das Versagen kirchlicher Institutionen beschweren, aber das größte Leid eines Christen liegt immer darin, sich selbst als schlechten Christen zu durchschauen. Oder wie Mutter Theresa einmal auf die Frage, was sich in der Kirche als erstes ändern müsse, geantwortet hat: „Sie und ich!“

Amen